

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Da nun die Nächte kamen,
Die Nächte wunderfroh,
Wo letzter Nachtigallenschlag
Die Stunden feiert früh vor Tag
Und erstes Rosendüften:
Sehnt sich mein Herz nach Liebe,
Nach Glück —
Nach dem verlor'nen Paradies
Zurück . . .

Hermann Conradi.

Die Großmutter.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

Zum zehntenmal an diesem Vormittag wurde gepocht an der Tür des Laboratoriums, in dem der Assistent der pathologischen Anatomie arbeitete.

Ungebudigt über die neue Störung rief er dem eintretenden Diener zu:

„Was wollen Sie denn wieder? Habe ich Ihnen nicht befohlen, mich in Ruhe zu lassen?“

„Freilich,“ entgegnete der Diener gleichmütig, „aber es ist ein altes Weib draußen, mit dem Sie sprechen werden.“

„Ich werde? — So?“ fragte der Doktor, „und warum?“

„Weil sie anders nicht wegzubringen ist,“ fuhr der Diener fort, „weil sie sich einmal nicht abweisen läßt.“

„Versuchen Sie es doch. Seien Sie so gut. Hören Sie?“

Die letzten Worte, mit Strenge gesprochen, taten ihre Wirkung. Der Diener, obwohl achselzuckend, schickte sich an, das Zimmer zu verlassen, als die Tür von außen plötzlich geöffnet wurde.

Auf der Schwelle stand ein hochgewachsenes Weib, dessen kräftige Gestalt das Alter und die Arbeit nur wenig gebeugt hatten.

„Was unterstehen Sie sich?“ herrschte der Diener sie an und suchte sie zu verhindern, näherzutreten. Doch sie, ohne Notiz von den Schmähungen zu nehmen, in die er nun ausbrach, schob ihn mit einer einzigen Bewegung ihres Armes zur Seite und ging rasch auf den Doktor zu, der dem zubringlichen Besuch mit einem zornigen Ausruf entgegentrat.

Die Frau blieb stehen und faltete die harten Hände. Ihr Blick richtete sich mit dem Ausdruck so folternder Seelenqual und so inbrünstigen Flehens auf ihn, daß er es nicht über sich gewann, seine Drohung, sie hinausschaffen zu lassen, wenn sie nicht augenblicklich ginge, zu wiederholen. Das Mitleid, in das seine Entrüstung sich verwandelt hatte, wurde durch den halb bittenden, halb gebieterischen Ton nicht vermindert, in dem die Alte ausrief: „In dieses Haus werden die Leichen der Verunglückten gebracht, nicht wahr?“

Der Doktor bejahte es.

„So lassen Sie mich hinführen, wo die Toten liegen, gleich, Herr — gleich!“ sagte sie mit schreiender Verzweiflung. — „Ich kann nicht mehr warten — ich warke seit zwei Tagen . . . Seit zwei Tagen ist er nicht nach Hause gekommen!“

„Wer?“ fragte der Assistent. „Von wem sprechen Sie?“

„Von wem — mein Gott! Von meinem Lukas — von meinem Enkel. Er dient bei einem Fischer an der Donau, — seine Leute wissen nichts von ihm. Er ist vielleicht ertrunken, Herr!“

Sie beugte sich vor, ihre Augen ruhten forschend auf dem Gesicht des Doktors und ihre Finger legten sich wie Eisenklammern um seinen Arm.

Ihr Jammer erschütterte den jungen Mann, wie gewöhnt er auch an den Anblick menschlicher Leiden war, und wie entschlossen, ihnen mit Gleichmut entgegenzutreten.

„Gehen Sie hinab,“ sprach er zu dem Diener, „und sobald die Herren fertig sind, melden Sie es mir.“

Der Diener entfernte sich, die Frau wollte ihm nachstürzen, mit Mühe gelang es dem Doktor, sie davon abzuhalten. Er wies ihr einen Stuhl an, und mit kurzen Dankesworten ließ sie sich darauf nieder.

Er indes begann von neuem sich mit seinem Mikroskop zu beschäftigen. Allein, über das Instrument hinweg wanderte sein Blick, mächtig angezogen, immer wieder zu seinem traurigen Gaste hinüber. Das Weib hielt die Arme über der Brust verschränkt und regte sich nicht. Unverwandt und trohig starrte sie die Tür an und horchte mit leidenschaftlicher Spannung nach dem Gange hin. Sie sah da, ein Bild des Schmerzes, der Armut und der Not. Nicht jener Not jedoch, die sich dem Elend unterwirft, nein, der, die müßig mit ihm kämpft, die ihm immer ins Auge blickt und es immer besiegt, die nicht durch das Mitleid mit sich selbst entnervt, nicht von der Sorge um die Zukunft niedergebeugt wird.

Wie es war, so wird es sein. Es gibt keinen Wechsel, nur der Tod kann ihn bringen, und den ruft sie nicht herbei. Der tätigen Kraft, der ringenden Stärke graut vor seiner ewigen, ohnmächtigen Ruhe.

Eine peinliche Viertelstunde verging. Der Doktor unterbrach endlich das Schweigen. Er fragte nach der Beschäftigung der Greisin, nach ihren Verhältnissen, er wollte wissen, ob der Enkel, den zu suchen sie hierher gekommen war, ihr einziger sei.

Sie sah ihn verwundert an.

„Hab ich's denn nicht schon gesagt? — Mein einziger! Ich hab niemand als ihn. Mein Mann, Gott sei gelobt, ist tot. Von den Kindern —“ setzte sie stumpf und wie zu sich selbst redend hinzu — „hoff ich, daß sie es sind.“

„Wie?“ rief der Doktor. „Sie hoffen es?“

„Alle sind ihm nachgeraten, die Söhne Trunkenbolde, die Töchter nichtsnuhig. Natürlich. Der Vater war beides. Mit ihm hielten es die Kinder, nicht mit der Mutter, die Fleiß verlangte und Ehrbarkeit. So ging eins nach dem anderen. Die Jüngste ließ mir noch zuvor das Kind. Im Anfang hab ich ihr deshalb gesucht, dann sie dafür gesegnet. Der Junge wurde, wie ich mir nicht hätte träumen lassen — brav; und ich hab meine Freude an ihm gehabt.“

Sie hatte ohne Bitterkeit und ohne Wehmut gesprochen, so ruhig, als erzähle sie eine fremde Geschichte. Doch lag etwas in ihrem Tone, das tiefer griff, als die Klage ergreifen kann, eine stille, schlichte Größe. Den jungen, stolzen Gelehrten, dessen kurze Laufbahn schon so mancher Triumph bezeichnete, überkam's wie Ehrfurcht vor dem alten, unwissenden Weibe.

Der Diener erschien und machte dem Assistenten eine kurze Meldung.

Die Greisin schnellte von ihrem Sitz auf.

„Darf ich nun gehen?“ fragte sie rasch und hastig und warf einen erwartungsvollen Blick auf den Diener, der sich anschickte, ihr den Weg zu weisen.

Allein der Doktor hatte sich schon erhoben. „Ich werde Sie führen,“ sagte er.

Sie stiegen einige Treppen hinab und standen vor einem gewölbten Gemach, aus dem ihnen ein eigenümlicher, näskalter Hauch entgegenbrang.

Vor Aufregung zitternd, drängte sich das Weib voran.

In dem weitaufigen Raume lagen teils bedeckt, teils unbedeckt die Leichen der in den letzten vierundzwanzig Stunden Verunglückten. Ohne ein Zeichen von Grauen oder Scheu ging die Frau von einer zur anderen und blickte teilnahmslos in ihre starren Gesichtser. Manchmal murmelte sie ein Gebet, machte dem und jenem das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn.

Plötzlich hielt sie inne in ihrer trostlosen Wanderung.

Sie hatte in einer Ecke des Saales den Körper eines etwa vierzehnjährigen Knaben entdeckt, auf den stürzte sie mit herzerreißendem Aufschrei zu, und vor ihm auf die Knie nieder.

So blieb sie mit gerungenen, an den Mund gepreßten Händen wie versteinert.

Sie berührte die Leiche nicht, keine Träne quoll aus ihren weitgeöffneten Augen, kein Laut drang aus ihrer Kehle. Dem Doktor schauderte vor der Gestalt dieses Schmerzes, dem die Wohlthat der Kreuzerung versagt war.

Er näherte sich der Greisin, erfaßte sie beim Arm und versuchte sie aufzurichten.

Bei seiner Berührung zuckte sie zusammen, erhob sich und wendete sich.

Wie gejagt eilte sie nach dem Ausgang hin. Dort aber blieb sie stehen und kehrte wieder zu dem entseelten Kinde zurück. Noch einmal betrachtete sie es stumm und lange. Endlich entschloß sie sich zu scheiden, und ihr Begleiter atmete auf.

Da sah er, daß sich ihr Blick von der Leiche weg und mit großer Spannung auf einige Gegenstände, die an der Wand hingen, gerichtet hatte.

Es waren die Kleider des Ertrunkenen.

„Den guten Rock,“ sagte die Alte, „den ich ihm erst habe machen lassen, den geben Sie mir mit. Der Junge braucht ihn nicht mehr und ich kann ihn verkaufen.“

Der Doktor sah sie an. Die Teilnahme, die ihn eben erfüllt hatte, wich einer Empfindung des Widerwillens.

„O die Armut,“ dachte er, „die bittere, häßliche Not!“

Ohne ein Wort zu sagen, nahm er den Rock des Knaben und reichte ihn der Großmutter.

Sie streckte beide Hände danach aus, empfing ihn mit leisem, aufschluchzendem Wimmern und drückte ihn an ihre Brust.

Sie bedeckte das Kleid des Enkels mit Küssen, sie sprach zu ihm, sie drückte ihr Gesicht in seine Falten.

Ihr Schmerz hatte einen Ausdruck gefunden, sie weinte. —

Wenn die Motten fliegen.

Von August Aldringer.

Ein Lehrer stellte einmal an seine Schüler die Frage, welches von allen Tieren die wenigste Nahrung zu sich nehme. Keiner wußte eine Antwort. Aber einem hellen Kopf fiel schließlich doch das Richtige ein. „Es ist die Motte,“ sagte er eifrig, „denn sie frisst nur Löcher.“ Und das tut sie denn auch, leider Gottes, wenn auch in anderem Sinne, als der kleine Schüler meinte; denn sie läßt sich den Inhalt der Löcher, die sie fraß, nur allzu gut schmecken.

Wenn es im Sommer anfängt schön warm zu werden, und wenn auch die Abende lind bleiben, dann ist für die Motte die Zeit ihres höchsten Lebensgusses gekommen. Der kleine gold- und silberglänzende Schmetterling, der, zum Schrecken der Hausfrau, sobald es zu dunkeln beginnt, so gern ein wenig im Zimmer spazieren fliegt, geht nämlich gerade in diesen Wochen auf die Freile. Und diese Zeit, in der die Motten sich suchen und paaren, ist die gefährlichste für unsere Woll- und Pelzsachen. Es dauert nämlich gar nicht lange, bis an Stelle der verliebten abendlichen Flieger die eierschweren Weibchen unsere Wohnungen besuchen, um sich recht warme, mollige Plätze zu suchen zum Ablegen ihrer Eier und zugleich als künftige Wohnstätte für die jungen Raupen. Und dann dauert es wiederum nicht lange, zwei Wochen etwa, bis aus den Eiern, die so behaglich in der warmen Wolle und zwischen den dichten Haaren des Pelzwerks lagen, die etwa 7 Millimeter langen, gelblich-weißen, braunköpfigen Räumchen schlüpfen.

Diese nun sind die Lebeltäter, die uns so viel Schaden antun, wenn wir nicht energisch und unermüdet hinter ihnen her sind. Zunächst erfreuen sie sich einmal einer geradezu unstillbaren Freiluft; dann aber ist so ziemlich das erste, was sie in ihrem jungen Leben beginnen, daß sie sich aus der Wolle oder den Pelzhaaren, worin sie sitzen, eine röhrenförmige Hülle anfertigen, in der sie bis zu ihrer Verpuppung bleiben. Ihrer zunehmenden Größe entsprechend wird dann auch die Hülle immer wieder vergrößert, indem entweder der Rand verlängert oder, wo es notwendig ist, ein Zwickelchen eingeseht wird. Sehr geschickt sind die Räumchen vor allem im Verlängern ihrer Hüllen, da sie in der Regel den vorderen und den hinteren Rand abwechselnd erweitern und zu diesem Zweck, d. h. um mit dem Kopf jeweils an die betreffende Stelle gelangen zu können, sich innerhalb der Röhre umdrehen müssen, was aussieht, als ob sie einen regelrechten Purzelbaum schlügen. Man kann sich also wohl vorstellen, welchen Schaden die Freßgier der Mottenraupen zusammen mit ihrem Hüllenspinnen anrichten kann, um so mehr, als dieser Zustand bis zum November oder Dezember dauert, worauf sie dann endlich ihre Hüllen verschließen, weil sie den Winter in einem Ruhestadium verbringen. Erst im Frühling erfolgt die Verpuppung, und im Sommer — Juni bis Juli — ist die Entwicklung zum Schmetterling vollendet.

Wie schützt man sich nun vor diesen Schadensstiftern? Ganz leicht ist es nicht, denn Motten zeigen eine viel größere Neigung, sich auf allen möglichen Stoffen niederzulassen, als man glaubt. Am wenigsten lieben sie die sogenannte Naturwolle, der das Fett noch anhaftet, was aber freilich nicht heißt, daß sie, wenn sie nichts

anderes finden, nicht auch naturwollenes Zeug beschädigen. Unter dem Pelzwerk ziehen sie die ungefärbten den gefärbten Pelzen vor, von denen ihre besonderen Lieblingspelze die Pelze von Stunks, Zobel, Nerz und Otter sind, während Kaninchenpelze weniger geschätzt werden, wie sie denn auch unter den Wollstoffen, vorausgesetzt, daß sie die Wahl haben, die lockeren Gewebe den dichten vorziehen. Eine ausgesprochene Vorliebe haben die Kleidermotten — denn um diese handelt es sich hier in erster Linie — für Wärme. Die idealste Mottenbekämpfung wäre also eigentlich die amerikanische Methode, mit der übrigens auch fast alle unsere größeren Pelzgeschäfte ihre Pelzvorräte schützen, nämlich die Aufbewahrung in Kälteräumen, in denen mit Hilfe von Kühlmaschinen möglichst niedrige Temperaturen erzeugt werden. Aber solche Kühlräume stehen nur wenigen zur Verfügung, und schließlich kann man auch nicht alle seine Wollsachen und Postermöbel den ganzen Sommer hindurch in den Eiskeller stellen. Deshalb bleibt am Ende doch nichts anderes übrig, als sich der Motteneinquartierung mit den alten, guten Mitteln zu erwehren, deren sich auch schon unsere Vorfahren bedient haben; mit Klopfen, Lüften und Einlegen in gut verschlossenen, mit irgendeinem stark riechenden Mottenschutzmittel, wie Naphthalin, Kampfer, allenfalls auch mit Terpentinöl durchsetzten Hüllen. Sehr gute Mottenschützer sind übrigens auch Hüllen aus Zeitungspapier, deren Geruch den Motten anscheinend nicht sehr zusagt; denn sie meiden solche Hüllen in der Regel sehr sorgfältig.

Beim Klopfen und Bürsten der Gegenstände muß man allerdings die Augen gut aufmachen, denn, da die Tiere ihre Futterate aus dem Material ihrer Umgebung herstellen, so heben sie sich oft kaum ab, besonders im ersten Jugendstadium, solange sie noch klein sind und auch durch ihre Unratmengen noch nicht sehr auffallen. Späterhin, wenn sie sich's schon gemüthlich gemacht haben, merkt man es freilich schnell genug, wenn der Pelz „haart“ oder die Wolle „flokt“.

Schon im Altertum war man natürlich bestrebt, die Motten zu bekämpfen, um so mehr, als man damals auch den Kleiderbestand einer Familie zu ihren Reichthümern und Schätzen rechnete und viele Reiche deshalb Kleider geradezu sammelten. Nun wußten aber auch die Alten schon, daß die Motten am besten durch starke Gerüche fernzuhalten sind, und so hatten denn besonders die alten Römer einen Baum ausfindig gemacht, einen Nadelholzbaum (*Callitris quadrivalvis*), von ihnen „Citrus“ genannt, dessen kräftig-aromatischer Holzgeruch die Motten wirklich vertrieb. Man fertigte also aus dem Citrusholz Kisten an, in denen man während des Sommers die wollenen Winterkleider verwahrte. Als nun in den ersten christlichen Jahrhunderten die Kultivierung der Zitrone begann, erkannte man, daß auch der Geruch des Zitronenholzes die Motten fernhielt, und deshalb bezeichnete man auch den neuen Baum einfach als „Citrus“. So kam es, daß der Zitronenbaum einen Namen erhielt, der ihm zwar nicht zum, der ihm aber gleichwohl zufließt, weil sein Holz ein gutes Mittel gegen die Motten bildet.

Helgoländer Badeleben vor 100 Jahren.

Helgoland, das während des Krieges dem Publikum unzugänglich war, hat jetzt seine kanonenstarrnde Wehr verloren und ist wieder zu einem beliebten Badeort geworden. Dieser Ruf der Insel ist schon an 100 Jahre alt; er beginnt bereits mit dem Erwachen des Verständnisses für die Schönheit des Meeres überhaupt und mit den ersten Anfängen des Badelebens an der Nordsee.

Das beste Zeugnis für diese frühe Berühmtheit Helgolands ist eine verschollene Schrift eines der interessantesten Geister des „Jungen Deutschland“: das „Tagebuch von Helgoland“ von Ludolf Wienbarg, das jetzt von dem Verlage Hoffmann u. Campe, bei dem es zuerst 1838 erschien, in einem Neudruck zu frischem Leben erweckt wird. Wienbarg's Sommer auf Helgoland ist eine Art Flucht aus der Großstadt: „Ich suche eine Handweit Erde, außer dem festen Europa,“ ruft er in dem Vorwort aus, „eine Lagerstätte unter den Menschen der stutenden Wildnis, den Sturm, der allmählich schrillend die trägen Wellen vor sich aufrollt, vor allen Dingen die stürzende Brandung, die mich von dem Atem der Verhassten reinigt.“ Neben der Sehnsucht nach einer unberührten freien Natur sind es aber auch politische Gründe, die ihn nach dem damals noch englischen Helgoland trieben, wie andere Revolutionäre nach der Schweiz. Die Verfolgung, der damals in der Reaktionszeit alle Schriftsteller des „Jungen Deutschland“ ausgelegt waren, hatten auch ihm das Leben verbittert. „Nur da, wo Englands stolze Flagge weht, kannst Du ruhig Dein Haupt niederlegen,“ klagt er am Schluß des Vorworts. Diese „Flucht“ nach Helgoland war damals etwas Neues, und die hymnenhafteste Schilderung von den Wundern dieses malerischen Felsenlandes und den Herrlichkeiten des Meeres, die in dem prachtvollen Eiß des Tagebuches gegeben wird, bedeutet einen Fortschritt in der Entwicklung unseres Naturgefühls.

Besonders interessant sind für uns heutige die amüsanten Bilder, die Wienberg von dem sich damals erst entwickelnden Badenleben entwirft. Schon bei der Ausschiffung stöhnt einer der Gäste über die 12 Schillinge, die das „Ansehen“ nach der Lage der Bade-direktion für die Person kostet. Ueberhaupt schwindet das alte Helgoland mehr und mehr und wird um der neuen Bedürfnisse willen „verschönert“. „Halb Helgoland ist schon umgebaut“, schreibt Wienberg. „An die Stelle der kleinen, sturmgeschützten Dächer sind große, stattliche Wohnungen aufgeführt, deren breite Treppen und hohe elegante Zimmer Städtlern nichts zu wünschen übrig lassen. Diese Verschönerungen Helgolands als Badeortes sind fast lauter Eingriffe in das Helgoland der Fischer und Lotten.“ Und wie das alte Helgoland, so schwinden auch die alten Sitten und die hochberühmte Ehrlichkeit der Einwohner langsam dahin. „Ich behaupte“, sagt das Tagebuch, „selbst der Umgang mit Piraten wäre den Helgoländern zugänglicher als die Vermischung mit den Kur-gästen. Haben ihre Vorfahren einst mit Klaus Störtebeker, Wieden-peter, und wie die langbärtigen wilden Gefellen alle heißen, lustige Nächte bei Würfelspiel und Becher verschwelgt, so behaupte ich, diese edle Kameradschaft war weniger imstande, sie zu ruinieren und in ihren natürlichen Grundfesten zu erschüttern, als das „Rouge et noir“ der heutigen Bank und die Berührung mit der fashionablen Gesellschaft des Kontinents, die sie mit ihrem Besuche beehrt. Und ob die Sitten ihrer Weiber und die Unschuld ihrer Töchter unter Seeräubern in größerer Gefahr schweben als in Gesellschaft der Elegants von den Linden und dem Hamburger Jungfernstiege?“

Vererbung beim Menschen.

Von H. Fehlinger.

Ueber die Gesetzmäßigkeiten der Vererbungsvorgänge bei den Menschen ist wenig bekannt, da kein Forscher eine größere Anzahl von Geschlechterfolgen einer und derselben Familie unmittelbar zu beobachten vermag, während dies bei Pflanzen und Tieren mit raschem Generationswechsel leicht möglich ist. Ueberdies ist die experimentelle Forschung, die Anstellung von Versuchen über menschliche Vererbungsverhältnisse, vollständig ausgeschlossen. Dazu kommt, daß gerade beim Menschen die erbliche Uebertragung körperlicher und geistiger Eigenschaften von den Vorfahren auf die Nachkommen sich schwer verfolgen läßt, weil der Verwandtschaftskreis der meisten Familien ein sehr großer ist. Namentlich ist die Bevölkerung der Städte und Industriebezirke, die mit der Ausgestaltung des Verkehrs immer mehr durcheinander gemischt wurde, in ihrer Erbveranlagung ungemein bunt zusammengesetzt; jede Person ist im biologischen Sinne ein komplizierter Bastard, in dessen Ahnenreihe zahlreiche Familien mit oft recht weit verschiedenen Erbanlagen vertreten sind.

Trotz der Schwierigkeiten, welchen die menschliche Erbforschung begegnet, steht fest, daß für die Vererbung beim Menschen dieselben Grundregeln gelten wie für die Vererbung bei Tieren und Pflanzen, nämlich die Mendelschen Regeln. Menschen, die von beiden elterlichen Seiten her die gleiche Anlage für ein Merkmal erben (die in bezug hierauf „homozygot“ sind), müssen diese Anlage besitzen und weiter vererben. Anders ist es, wenn verschiedene elterliche Veranlagungen bei der Zeugung vereinigt wurden. Die Anlagen für ein und dasselbe Merkmal — die korrespondierenden Anlagen —, die sich bei der Entstehung der ersten Nachkommen-generation vereinigt hatten, werden bei weiterer Fortpflanzung wieder auseinandergespalten, so daß die einzelne Keimzelle entweder die Anlage für das Merkmal des Vaters oder die Anlage für das Merkmal der Mutter enthält, nicht mehr beide, und zwar so, daß auf die Hälfte der Keimzellen die eine, auf die andere Hälfte die andere Anlage trifft. Das ist Mendels Spaltungsgesetz. Häufig zeigt es sich, daß bei der Kreuzung von Personen, die in bezug auf ein Merkmal verschieden veranlagt sind, das Merkmal des einen der Eltern vorherrscht (oder „dominiert“), d. h. das Merkmal des anderen der Eltern vollständig verdeckt. Wenn sich solche „dominante Bastarde“ untereinander fortpflanzen, so zeigt ein Teil der Nachkommen wieder das bei ihren Eltern verdeckt gewesene (oder rezessive) Merkmal, und zwar ist es ein Viertel der Gesamtzahl. Ein anderes Viertel zeigt das dominante Merkmal und vererbt auch nur dieses; die übrigen zwei Viertel sind abermals Bastarde, bei welchen nur das dominante Merkmal sichtbar ist, das also insgesamt bei drei Vierteln der Personen der zweiten Bastardgeneration erscheint. Rezessive Merkmale sind immer reinzüchtend. Bei der Nachkommenschaft treten sie nur dann hervor, wenn bei keinem der sich kreuzenden Individuen die dominante Anlage für das betreffende Merkmal vorhanden ist. Die Dominanz gewisser Eigenschaften ist eine häufige und wichtige, aber doch keine wesentliche Erscheinung der Vererbung.

Eine Erschwerung der Vererbungsstudien, die beim Menschen besonders ins Gewicht fällt, erwächst daraus, daß die Unterschiede

zwischen zwei oder mehr Personen nicht allein auf Vererbung beruhen, sondern auch auf Einflüssen der Umwelt, die nicht vererbbare Abänderungen hervorgerufen. Was aus einem Menschen wird, hängt außer von seinen ererbten Anlagen von den Vergleichen ab, unter denen er aufwächst, und es ist nicht immer leicht möglich, zu unterscheiden, welche körperlichen und geistigen Eigenschaften ererbt oder umweltbedingt sind.

Wegen der Leichtigkeit der Beobachtung wurden beim Menschen bisher hauptsächlich solche Fälle von Vererbung untersucht, die auf einem Mendelschen Grundunterschied beruhen. Ein einfaches rezessives Merkmal ist z. B. die als Albinismus bekannte Farbstofflosigkeit der Haut und der Haare. Nur wenn zwei Personen sich heiraten, die Albino sind oder die Anlage zu dem Farbstoffmangel „verdeckt“ (rezessiv) in sich tragen, werden die Nachkommen wieder Albino. Ganz deutlich ist auch die Vererbung der Kurzfingerigkeit, die auf dem Mangel oder der Verkürzung eines Fingergliedes beruht. Viele andere erhebliche Mißbildungen beim Menschen beruhen ebenfalls auf einem mendelnden Grundunterschied, auf dem Fehlen oder Vorhandensein eines Erbfaktors. So verhalten sich einfach mendelnd gewisse Formen der Nachtblindheit (Krankheit rezessiv), des Linsenkatarraks, der graue Star (dominant), manche Formen der Zuckerkrankheit (dominant), gewisse Psychosen, wie z. B. Formen des manisch-depressiven Irreseins usw. Die Bluterkrankheit beruht ebenfalls auf einem einfach mendelnden Merkmal, dem Mangel des Gefinnungsvermögens des Blutes, weshalb bei Blutern schon geringe Verletzungen lebensgefährlich werden können. Die Bluterkrankheit ist überdies ein Beispiel von geschlechtsbegrenzter Vererbung: Es leiden nur Männer an der Krankheit, aber übertragen wird sie nur von äußerlich gesunden Müttern auf einen Teil ihrer Söhne. Die mit der Krankheit behafteten Väter sind nicht Krankheitsüberträger. Das Nichtübertragen der Krankheit durch die kranken Männer beruht wohl darauf, daß bei ihnen zweierlei Samenflüssigkeiten vorhanden sind: normale und solche mit der krankhaften Anlage; aber die letzteren sind nicht lebensfähig, so daß nur die normalen zur Fortpflanzung kommen. Bei der behafteten Frau sind dagegen sowohl die normalen wie die mangelhaften Eier entwicklungsunfähig. Die Farbenblindheit verhält sich bei der Vererbung gerade so wie die Bluterkrankheit. Bei weiblichen Mitgliedern einer behafteten Familie erscheint die Krankheit nicht, aber sie wird von ihnen auf einen Teil ihrer männlichen Nachkommen übertragen.

Die meisten Körpermerkmale werden nicht durch eine einzige mendelnde Erbanlage bedingt, sondern durch eine Reihe solcher, die zum Teil aneinandergebunden sind, zum Teil unabhängig voneinander vererbt werden. Verhältnismäßig wenig kompliziert ist die Vererbung der Augen- und Haarfarbe und der Nasenform. Die dunkle Haarfarbe dominiert über die helle (blonde), Braunäugigkeit dominiert über Blau- und Graugäugigkeit.

Die Kreuzung von Menschenrassen mit verschiedener Hautfarbe gibt keine konstanten Bastarde. Unter den Nachkommen von Eltern, die in der ersten Generation Mulatten sind, kann es sehr dunkelfarbige geben, die ganz Negern gleichen, aber auch solche, denen man ihre Negerahnenschaft kaum anzusehen vermag.

Die Nachkommen aus menschlichen Rassenkreuzungen nehmen in ihren Körpermerkmalen überhaupt nicht etwa eine Mittelstellung zwischen den Elternrassen ein. Ihre Erscheinung stellt vielmehr in der Hauptsache ein Gemisch von Merkmalen beider Elternrassen dar. Daneben treten zwar Zwischenformen auf, die jedoch nicht bleibend sind. Das Ergebnis des Bastardierungsprozesses ist nicht das allmähliche Entstehen einer neuen Rasse mit konstanten Merkmalen, die sie von anderen Rassen unterscheiden würden; was entsteht, ist ein buntes und stets wechselndes Gemisch von Rassenmerkmalen. Bei der Mischung werden die verschiedenen Merkmale bei den einzelnen Personen in verschiedener Weise kombiniert, eine wirkliche Zwischenform entsteht so gut wie nie.

Gefang des Lebens.

Groß ist das Leben und reich!
Ewige Götter schenken es uns,
kühnender Güte voll,
uns den Sterblichen, Freudegeschaffenen.

Aber arm ist des Menschen Herz!
Schnell verzagt, vergißt es der reifenden Früchte.
Immer wieder mit leeren Händen
sieht der Bettler an staubiger Straße,
drauf das Glück mit den lächelnden Rädern
leuchtend vorbeiführt.

Dito Erich Hartleben.

Die Anfänge des russischen Balletts. Das berühmte russische Ballett ist im 17. Jahrhundert von einem russischen Zaren unter tätiger Mitwirkung des deutschen Pastors Johann Gottfried Gregori geschaffen worden. Wie das geschah, erzählt der Pariser „Excellstor“ anlässlich der Eröffnung der neuen Saison des russischen Balletts in Paris. Danach erzielte im Jahre 1673 der Zar Alexei Michailowitsch, der zweite aus dem Hause Romanow, Gregori, der schon ein Jahr vorher zur Leitung eines Moskauer Theaters berufen worden war, den persönlichen Befehl, ein Ballett zu verfassen. Der Zar selbst gab ihm den Stoff an, und Pastor Gregori machte sich sofort an die Arbeit. Als aber das Werk fertig war, ergab sich ein Hindernis, an das man nicht gedacht hatte. Der Zar erklärte sich wohl mit dem Szenarium, den Tänzen und auch den zu seiner Ehre eingesetzten Versen befriedigt, wandte sich aber ganz entschieden gegen die Musik, die er nicht bestellt hatte, und die er überdies als ein weltliches Einschleibsel ablehnte. Seiner Meinung nach durfte Musik überhaupt nur zu religiösen Zwecken zugelassen werden und mußte sich auf die gesungene Darbietung beschränken. Es kostete den Pastor nicht geringe Mühe, dem Zaren die Ueberzeugung beizubringen, doch man auf die Musik bei einem Werk, dessen Held ein berühmter Musiker sei, nicht wohl verzichten könne. Schließlich gab denn der Zar nach, und eines schönen Tages wurde im Moskauer Kremel in Anwesenheit der kaiserlichen Familie, die durch ein Gitter von dem übrigen Publikum geschieden war, bei den Klängen einer kleinen Hausorgel, von drei Trompeten und zwei Pauken, das von Gregori verfasste Ballett: „Orpheus“ aufgeführt. Der Zar geriet über die Vorstellug in solches Entzücken, daß er auf der Stelle befahl, eine Anzahl armer Kinder der Stadt zusammenzubringen und in der Kunst des Tanzens, des Schauspiels und der Musik zu unterrichten. Das waren die Anfänge der russischen Tanzkunst, die sich zu dem berühmten, prunthast ausgestatteten Ballett entwickelte, das heute in der ganzen Welt in höchstem Ansehen steht.

„Kahenjammer“. Man braucht keinem Deutschen zu erzählen, was das Wort „Kahenjammer“ bedeutet, das irgendein Böhling als „Neue des Mogens“ definiert hat. Es wird aber vielleicht interessieren, daß kein Geringerer als der greise Goethe, der würdevolle Olympier, den Ausdruck in die Literatur eingeführt hat. Im Oktober 1814 dichtete er bei seiner Anwesenheit in Heidelberg die Verse seines „Bestfälligen Divan“:

„Welch' ein Zustand! Herr, so spät
Schleichst du heut' aus deiner Kammer,
Perser nennen's bidamag buder,
Deutsche nennen's Kahenjammer!“

Das Wort ist vorher im deutschen Schrifttum nicht nachzuweisen, aber mit dem Paß von Goethe versehen, fand es überall Eingang, und zwar recht rasch. Schon ein Jahr später schrieb Clemens Brentano die Zeilen:

„Hast auf der Hochzeit du zu viel getanzt,
Trankst du zu viel, hast du den Kahenjammer.“

Seitdem gehört es zu dem stehenden Wortschatz der Dichter, zunächst der Romantiker. Man findet es bei Arnim, Eichendorff, Platen und, wie bekannt ist, besonders bei Heinrich Heine. Wie oft ist nicht der Vers zitiert worden von dem Volke, „das heut' so kahenjammerlich“ ist, während es „gestern noch so schön besoffen“ war.

Das Wort „Kahenjammer“ ist also erst um 1814 in die Literatur eingeführt worden, das Wort „Kater“ aber, das übrigens sicher nicht von Katarach abzuleiten ist, wie manche glauben, ist sogar erst um 1850 aufgekommen. Wie nannte man nun den Zustand früher? Man nannte ihn „Cornelius“ und verstand darunter sowohl den physischen wie den moralischen Kahenjammer. Wie dieses Wort freilich entstanden und zu seiner Bedeutung gekommen ist, verlangt eine eigene Abhandlung, und zwar eine, die von gelehrter Philologie frogt und die wir daher unseren Lesern vorenthalten müssen.

Wirtschaft

Die Garnelensfischerei in der Nordsee. Innerhalb der verschiedenen größeren und kleineren Fischarten des Meeres nehmen die Garnelen eine ganz besondere Stellung ein. Eigentlich sind es überhaupt keine Fische, sondern kleine, langgeschwänzte Krebse von nur wenigen Zentimetern Länge, zehnfüßige, grünlichgraue Tierchen, die in Unmengen die Küste der Nordsee bevölkern und in erster Linie den Küstenbewohnern eine wohlschmeckende Speise bedeuten. Dem Binnenländer sind sie meist nur in konservierter Form bekannt und zugänglich. Der Fang der Garnelen, auch Granat genannt, erfolgt auf dreierlei Art. Die leistungsfähigen Fischereibetriebe fahren mit Motorbooten die Meeresküste entlang und suchen mit dem Grundschleppnetz den Boden ab. Auf ganz andere Art gewinnt der Kleinfischer die Garnele. Sobald Ebbe eingetreten ist fährt dieser mit seinem Schiffschiffchen übers Watt und besetzt dort zwischen zwei Pfahreihen eine Anzahl langer, trichterförmiger Fangkörbe. In diesen Körben fangen sich bei der nächsten Flut Mengen der kleinen Tierchen. Das Flutwasser, in dem sie mit herausgespült wurden, läuft allmählich wieder zurück, sie selbst aber verfangen sich in den Körben. Von Korb zu Korb geht während der folgenden

Arbeit der Fischer, um die Beute zu entnehmen und diese dann gesammelt auf seinem Schlitten übers Watt zu führen. Schließlich werden die Garnelen auch noch mit einem Schiebeneß gefangen, das der Fischer geschickt zu handhaben versteht.

Die gefangenen Garnelen werden lebendig in Salzwasser gekocht und erlangen so eine rötliche Krebsfarbe. Das Kochen bringt den Tieren den Tod. Schon vor dem Kochen tote Tiere sind ungenießbar. Liter- oder pfundweise sind die Garnelen dann in den einschlägigen Geschäften der Küstenorte oder auch von durch die Strohen fahrenden Fischerkarren zu kaufen. Besonders in den Sommermonaten ist die Bevölkerung die kleinen abgeschalteten Tierchen, für manchen stellen sie sogar Leckerbissen dar. Außer für menschliche Nahrungszwecke wird die Garnele auch als Vieh-, Hühner-, Fisch- und Vogelfutter verwendet.

Was sind Teerseifen? Die Teerseifen erfreuen sich von alters her vielfacher Anwendung bei der Behandlung der Hautkrankheiten. Die verschiedenen Teerarten, durch Destillation verschiedener Holzarten gewonnene Präparate (Buchholzteer, Wacholder-, Birken-teer — der Steinkohlenteer kommt für diese Zwecke weniger in Frage) wirken ziemlich gleichartig. Auf der Haut erzeugen sie in unerdünntem Zustande eine Entzündung und Rötung, die zu Blasenbildung und bei längerem Gebrauch zu tiefergehenden Defekten führt. In der Form der Seifen- oder Salbenapplikation wirken sie natürlich viel milder und erreichen mit der Abstoßung der oberflächlichen Hautschichten eben auch die gewünschte Vernichtung der Pilze und im Anschluß daran die Neubildung der Haut. Durch die Fetigrundlage wird die Wirkung des reinen Teers erheblich abgeschwächt, ohne daß aber die desinfizierenden und hautreizenden Eigenschaften verloren gehen.

Naturwissenschaft

Der erste südamerikanische Raubvogel in Deutschland. Ein fremdartiger Raubvogel von der Größe eines Bussards wurde kürzlich in Langenau bei Bremen geschossen. Man hielt das Tier zunächst für den im Himalaya heimischen Schlangenhäbicht. Ein sachkundiges Mitglied der Bremer Vogelwarte hat aber dann, wie im „St. Hubertus“ berichtet wird, den Vogel als einen südamerikanischen Geierfalken oder Carancho erkannt, der vom Amazonengebiet bis zum Feuerland verbreitet ist. Diese Feststellung gewinnt dadurch besondere Bedeutung, daß es der erste südamerikanische Raubvogel ist, der in Europa erlegt wurde. Da die Caranchos regelmäßige Gäste der Zoologischen Gärten sind, so lag die Vermutung nahe, der Vogel sei aus der Gefangenschaft entflohen. Der geschossene Geierfalken besaß sich aber in ganz tadellosem Zustand und selbst der Schwanz war nicht im geringsten abgestoßen, was bei den im Käfig gehaltenen Raubvögeln fast immer der Fall ist. Es ist daher mit Sicherheit anzunehmen, daß der Vogel die weite Reise über das Weltmeer in Freiheit zurückgelegt hat. Wie alle Raubvögel, ist ja auch der Carancho ein ausgezeichneter Flieger, und da diese Tiere gern am Meeresstrande nach ausgeworfenen Tierkadavern suchen, so ist sehr wohl denkbar, daß der Falke von einem plötzlich einsetzenden Sturm mitgerissen und nach Europa verschlagen wurde. Die südamerikanischen Geierfalken, die auf der Unterseite mit zarten Wellenlinien, auf dem Kopf mit einer Federhaube geschmückt sind, bilden einen Uebergang von den aasfressenden Geiern zu den echten Tagraubvögeln und sind den südamerikanischen Ansiedlern sehr verhaßt, weil sie mit großer Frechheit die zum Trocknen abgehängten Fleischstreifen wegstehlen, Hühner rauben und Pferde und Rinder mit offenen Wunden auf das grausamste quälen. Wertwürdig ist ihre häßliche, wie eine Kinderkarrre klingende Stimme. Bisher sind nur ganz wenige amerikanische Vögel freilebend nach Europa gelangt, und dann handelte es sich meistens um Schwimm- und Strandvögel.

Der Buchsbaum oder Buchs, den man wegen seines schönen Grüns und weil er auf jedem Boden und bei der größten Kälte fortkommt, häufig in unseren Gärten zur Einfassung der Beete benützt, gehört leider zu den a u s t e r b e n d e n B ä u m e n. Er scheint allerdings unserer Flora von jeher angehört zu haben, denn man trifft ihn da und dort wild, so im Moselthal, im Elsaß, im Badischen, in der Westschweiz, auf Kalkgehängen zwischen Genf und Lyon, dann in Oberösterreich, Krain, am Gestade der Adria, aber meistens tritt er hier nur als Busch auf, selbst in Spanien wird er selten baumförmig. Diese Buchsbäume sind ganz besonders gesucht, denn sie liefern uns ein vortreffliches Holz zu Drechslrarbeiten, Blasinstrumenten, Rähmen, Löffeln, Dosen, Spindeln u. a. Es ist das schwerste Holz in Europa und hat eine ausgezeichnete Dichte und Pflanzfähigkeit. Daher waren die Verklüfteten, wo diese Pflanze ganze Wäldungen bildet, stets sehr gesucht; man fand sie im Kaukasus, in Armenien und Persien. Solche Wäldungen übten einen großartigen Zauber auf den Wanderer aus. Die Bäume werden nicht hoch, bilden aber ein dichtes, für Sonnenstrahlen und durchdringliches Laubdach, so daß am Boden keine Vegetation möglich ist, höchstens trifft man Farrenkräuter oder Pilze. Kein Leben regt sich zwischen den knorrigen, moos- und flechtenbewachsenen Stämmen, nirgends ein Vogel, keine Insekten, ewige Dämmerung und heiliges Schweigen. Diesen Wäldungen ist aber schon längst mitgespielt worden. Man findet von ihnen heute meistens nur Reste, so in den abhassischen Urwäldern, allerdings auch einen Wald von 20 000 bis zu 60 Zentimeter dicken Stämmen am Bspip, aber schon hat eine englische Gesellschaft ein Kaufgebot darauf gemacht. Durch solchen Raubbau wird bald der letzte Wald unter der Art fallen, und jene Gebirge Ostens sind eines herrlichen Schmuckes beraubt.